

Leseprobe



Hermann Multhaupt

Weihnachtsnacht & Kerzenschein

Das große nostalgische Weihnachtsbuch

Bestellnummer: 057785

Verlag/Hersteller: St. Benno Verlag

Autor: Hermann Multhaupt (Hg.)

232 Seiten, gebunden, 12,5 x 19,5 cm, mit zahlreichen
Farbfotos **ISBN 9783746257785**

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2020

HERMANN MULTHAUPT

*Weihnachtsnacht
& Kerzenschein*

*Das große nostalgische
Weihnachtsbuch*

★ Geschichten · Gedichte ★
★ Bräuche · Rezepte ★

benno



Inhaltsverzeichnis

Advent	6
Das Weihnachtsfest	76
Heilige Drei Könige	199



Bräuche in der Advents- und Weihnachtszeit



Die Advents- und Weihnachtszeit ist von zahlreichen Bräuchen geprägt, die zum Teil vorchristlichen Ursprungs sind und von den ersten Glaubensboten übernommen und umgedeutet wurden. Antike Einflüsse sind hier ebenso festzustellen wie zum Beispiel vorchristliche Totenfeiern.

Bekannt sind etwa die „Roratemessen“, die „Herbergssuche“ oder das „Frautragen“. Doch auch die Heiligen der Advents- und Weihnachtszeit wie Barbara, Nikolaus und Luzia bereichern den Festkreis durch auf sie ausgerichtete Feiern. Beliebt waren und sind die Advents- und Weihnachtsspiele, die die Geburt des Jesuskindes im Stall von Bethlehem thematisieren.

MARTINSTAG

Der hl. Martin ist gleichsam der Vorbote der Adventszeit, denn nach seinem Fest am 11. November begann die einst sechswöchige Advents- und Bußzeit als Hinführung auf Weihnachten. Über viele Jahrhunderte war er ein Fixpunkt im kirchlichen und politischen Jahresablauf. Er war Zahltag! An diesem Tag wurden die Zins- und Pachtzahlungen fällig und die Hirten sowie Knechte und Hausmägde erhielten ihren Jahreslohn. Heute begehen kirchliche Gemeinden den Martinstag mit einem festlichen Umzug, an dem sich vor allem Kinder beteiligen. Dem Zug voraus reitet ein in ein Bischofsgewand gekleideter Mann, dem die Kinder mit ihren Laternen folgen und dazu bestimmte Martins- und Laternenlieder singen. Martin, um 316 im heutigen Ungarn geboren, gehörte seit seinem 15. Lebensjahr zur Gardekavallerie des römischen Kaisers Konstantin (285–337) mit dem Standort in Gallien. Als 18-Jähriger teilte er – so erzählt die Legende – in einer rauen Winternacht

mit einem frierenden Bettler seinen Mantel. In Amiens empfing er die Taufe und bat bald darauf um seinen Abschied vom Regiment. Der hl. Bischof Hilarius von Poitiers (315–367) unterrichtete Martin in Theologie. 371 sollte er zum Bischof von Tours gewählt werden, doch versteckte er sich nach der Überlieferung in einem Gänsestall, weil er sich für unwürdig für dieses Amt hielt. Das Geschnatter der Gänse verriet ihn jedoch. Er wurde ein eifriger Seelenhirte. Am 8. November 397 starb er in Candes an der Loire. Martin war der erste Heilige, der nicht durch ein Martyrium zur Ehre der Altäre aufstieg. Dafür erleiden jährlich unzählige „Martinsgänse“ ein „Martyrium“.

DEZEMBER

Der Dezember ist reich an Brauchtum, und dabei spielt auch die Zahlensymbolik eine gewisse Rolle: Im Christentum ist die Zwölf eine Zahl voller Bedeutungen, und der Dezember ist immerhin der zwölft Monat des Jahres. Die Zwölf gilt als „vollkommene Zahl“. Es gibt insgesamt zwölf Monate, zwölf Stunden hat der Tag, zwölf Stunden die Nacht. Es gibt die zwölf Stämme Israels, Jesus hatte zwölf Apostel, und um das Mittwinterfest waren die zwölf Nächte geheiligt und reich an Brauchtum.

Nach dem altrömischen Kalender ist der Dezember allerdings der zehnte Monat (*decem* bedeutet zehn), da das Jahr früher mit dem März begann. Unsere Vorfahren sprachen vom „Wintermond“ oder auch „Christmond“. Für Karl den Großen war er der „Heilige Monat“. Im Norden Europas war der Dezember als „Julmonat“ bekannt, in dessen Mittelpunkt das Jul-



Bratapfel

ZUTATEN:

- 4 große Äpfel, am besten Boskop
- 50 g Mandelsplitter, 50 g Rosinen
- 4 TL Aprikosenkonfitüre oder Honig
- 1 Prise Zimt, etwas Butter

Äpfel waschen, Kerngehäuse entfernen. Mandeln, Rosinen, Konfitüre und Zimt vermischen. Füllung mit einem Teelöffel in die Öffnung der Äpfel geben. Auf jeden Apfel ein Butterflöckchen geben. Im vorgeheizten Backofen bei 200 °C etwa 25 min backen. Besonders gut schmecken die Bratäpfel mit Vanillesauce oder Vanilleeis.

fest stand. „Jul“ hieß bei den nordgermanischen Völkern „Zeit der Schneestürme“. Da der Wolf von den Menschen vergangener Jahrhunderte als gefährliches Tier eingestuft wurde, der sogar das Licht des Tages verschlang, hieß der Dezember auch „Wolfsmond“. Auf „Gebildbroten“ bildete man sein Konterfei ab. Am 1. Dezember sollen die sündhaften Städte Sodom und Gomorrha durch Feuer, das vom Himmel regnete, zerstört worden sein.

Leise rieselt der Schnee

Text und Melodie: Eduard Ebel, 1895



In den Herzen wird's warm,
still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt.
Freue dich, Christkind kommt bald!

Bald ist heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
hört nur, wie lieblich es schallt!
Freue dich, Christkind kommt bald!

ADVENT

Das lateinische Wort *adventus* (Ankunft) deutet schon an, dass die Zeit vor Weihnachten auf die Ankunft des göttlichen Erlösers Jesus Christus vorbereiten soll. Das geschah früher weitaus intensiver als heute. Früher war die Adventszeit eine Zeit der Buße und der Entzagung. Feste und Lustbarkeiten waren verboten. Es durfte auch nicht geheiratet werden. Heute ist das Gegenteil der Fall: Der Konsumrausch lässt vielerorts die besinnliche Vorbereitung auf Weihnachten erst gar nicht zu. Und selbst dort, wo Turmbläser oder Adventssänger eine vorweihnachtliche Stimmung zaubern möchten, geraten diese Initiativen leicht zum „Event“.

Der Ursprung der Adventsbräuche lässt sich bis ins 5. Jahrhundert ins Gebiet um Ravenna zurückverfolgen. Papst Gregor der Große setzte die Zahl der Adventssonntage – ursprünglich gab es nur einen unmittelbar vor Weihnachten – auf vier fest. Doch diese Praxis hat sich nicht überall verbreitet. In Mailand soll die Adventszeit noch sechs Wochen betragen, ebenso im mozarabischen Kalender in Spanien sowie bei der syrisch-orthodoxen und anderen orientalischen Kirchen. Es waren die Franziskaner, die im 13. Jahrhundert für die Ausbreitung des Vier-Wochen-Rhythmus sorgten. Papst Pius V. bestätigte um 1550 die römische Adventsliturgie – mit Ausnahme in Mailand. Jeder der vier Adventssonntage steht unter einem bestimmten liturgischen Schwerpunkt.

Bußlied im Advent

nach Melchior Ludolf Herold

Auf, Sion, dein Verlangen,
dein König kommt zu dir!
O eil, ihn zu empfangen,
schließ auf des Herzens Tür.
Verlass der Sünde Wege,
jetzt ist die Gnadenzeit;
dein Eifer werde rege,
zum Bußetun bereit.

Dein Heiland kommt auf Erden,
die Liebe leitet ihn;
mit freundlichen Gebärden
will er dich nach sich ziehn.
Sein Blick ist nicht zum Schrecken,
er hat die größte Kraft,
Vertrauen zu erwecken,
die reine Freude schafft.

Was kann ihn denn verhindern?
Ist deine Sünde schuld?
Er kommt, dein Leid zu lindern,
aus lauter Lieb und Huld;
er kommt dir zu Gefallen,
zu deiner Seelenruh;
ohn Sünde, sonst in allem
wird er ein Mensch wie du.

Auf! Auf! Ohn' all Verweilen!
Denn dein Erlöser kann
die Sündenwunden heilen,
nur zweifle nicht daran.
Er stillt durch seine Güte
den größten Seelenschmerz.
Gießt Trost in das Gemüte
und Freud in unser Herz.

Er sehnt sich mit Begierde,
ein Gast bei dir zu sein,
der Herr, des Himmels Zierde,
kehrt willig bei dir ein.
Drum gib in diesem Leben
dich ihm zum Dienste dar,
prüf dich, mach gleich und eben,
was krumm und ungleich war.

Karl Heinrich Waggerl

Die stillste Zeit im Jahr



Immer am zweiten Sonntag im Advent stieg der Vater auf den Dachboden und brachte die große Schachtel mit dem Krippenzeug herunter. Ein paar Abende lang wurde dann fleißig geleimt und gemalt, etliche Schäfchen waren ja lahm geworden, und der Esel musste einen neuen Schwanz bekommen, weil er ihn in jedem Sommer abwarf wie ein Hirsch sein Geweih. Aber endlich stand der Berg wieder wie neu auf der Fensterbank, mit glänzendem Flitter angeschneit, die mächtige Burg mit der Fahne auf den Zinnen und darunter der Stall. Das war eine recht gemütliche Behausung, eine Stube eigentlich, sogar der Herrgottswinkel fehlte nicht und ein winziges ewiges Licht unter dem Kreuz. Unsere Liebe Frau kniete im seidenen Mantel vor der Krippe, und auf der Strohschütte lag das rosige Himmelkind, leider auch nicht mehr ganz heil, seit ich versucht hatte, ihm mit der Brennschere neue Locken zu drehen. Hinten standen Ochs und Esel und bestaunten das Wunder. Der Ochs bekam sogar ein Büschel Heu ins Maul gesteckt, aber er fraß es ja nie. Und so ist es mit allen Ochsen, sie schauen nur und schauen und begreifen rein gar nichts.

Weil der Vater selber Zimmermann war, hielt er viel darauf, dass auch sein Patron, der heilige Joseph, nicht nur so herumlehnte, er dachte sich in jedem Jahr ein anderes Geschäft für ihn aus. Joseph musste Holz hacken oder die Suppe kochen oder mit der Laterne die Hirten einweisen, die von überallher gelaufen kamen und Käse mitbrachten oder Brot oder was sonst arme Leute zu schenken haben.

Es hauste freilich ein recht ungleiches Volk in unserer Krippe, ein Jäger, der zwei Wilddiebe am Strick hinter sich herzog, aber auch etliche Zinnsoldaten und der Fürst Bismarck und überhaupt alle Bestraften aus der Spielzeugkiste.



Ganz zuletzt kam der Augenblick, auf den ich schon tagelang lauerte. Der Vater klemmte plötzlich meine Schwester zwischen die Knie, und ich durfte ihr das längste Haar aus dem Zopf ziehen, ein ganzes Büschel mitunter, damit man genügend Auswahl hatte, wenn dann ein golden gefiederter Engel darangeknüpft und über der Krippe aufgehängt wurde, damit er sich unmerklich drehte und wachsam umherblickte. Das Gloria sangen wir selber dazu. Es klang vielleicht ein bisschen grob in unserer breiten Mundart, aber Gott schaut seinen Kindern ja ins Herz und

nicht in den Kopf oder aufs Maul. Und es ist auch gar nicht so, dass er etwa nur Latein verstünde.

Mitunter stimmten wir auch noch das Lieblingslied der Mutter an, das vom Tannenbaum. Sie beklagte es ja oft, dass wir so gar keine musikalische Familie waren. Nur sie selber konnte gut singen, hinreißend schön für meine Begriffe, sie war ja auch in ihrer Jugend Kellnerin gewesen. Wir freilich kamen nie über eine Strophe hinaus. Schon bei den ersten Tönen fing die Schwester aus übergroßer Ergriffenheit zu schluchzen an. Der Vater hielt ein paar Takte länger aus, bis er endlich merkte, dass seine Weise in ein ganz anderes Lied gehörte, etwa in das von dem Kanonier auf der Wacht. Ich selber aber konnte in meinem verbohrten Grübeln, wieso denn ein Tannenbaum zur Winterzeit grüne Blätter hatte, die zweite Stimme nicht halten. Daraufhin brachte die Mutter auch mich mit einem Kopfstück zum Schweigen und sang das Lied als Solo zu Ende, wie sie es gleich hätte tun sollen. Advent, sagt man, sei die stillste Zeit im Jahr. Aber in meinem Bubenalter war es keineswegs die stillste Zeit. In diesen Wochen lief die Mutter mit hochroten Wangen herum, wie mit Sprengpulver geladen, und die Luft in der Küche war sozusagen geschwängert mit Ohrfeigen. Dabei roch die Mutter so unbeschreiblich gut, überhaupt ist ja der Advent die Zeit der köstlichen Gerüche. Es duftet nach Wachslichtern, nach

angesengtem Reisig, nach Weihrauch und Bratäpfeln. Ich sage ja nichts gegen Lavendel und Rosenwasser, aber Vanille riecht doch eigentlich viel besser, oder Zimt und Mandeln.

Mich ereilten dann die qualvollen Stunden des Teigrührens. Vier Vaterunser das Fett, drei die Eier, ein ganzer Rosenkranz für Zucker und Mehl. Die Mutter hatte die Gewohnheit, alles Zeitliche in ihrer Kochkunst nach Vaterunsern zu bemessen, aber die mussten laut und sorgfältig gebetet werden, damit ich keine Gelegenheit fände, den Finger in den köstlichen Teig zu tauchen. Wenn ich nur erst den Bubenstrümpfen entwachsen wäre, schwor ich mir damals, dann wollte ich eine ganze Schüssel voll Kuchenteig auffressen, und die Köchin sollte beim geheizten Ofen stehen und mir dabei zuschauen müssen! Aber leider, das ist einer von den Knabenträumen geblieben, die sich nie erfüllt haben.

Am Abend nach dem Essen wurde der Schmuck für den Christbaum erzeugt. Auch das war ein unheilschwangeres Geschäft. Damals konnte man noch ein Buch echten Blattgoldes für ein paar Kreuzer beim Krämer kaufen. Aber nun galt es, Nüsse in Leimwasser zu tauchen und ein hauchdünnes Goldhäutchen herumzublasen. Das Schwierige bei der Sache war, dass man vorher nirgendwo Luft von sich geben durfte. Wir saßen alle in der Runde und ließen braunrot an vor Atemnot, und dann geschah es eben doch, dass jemand plötzlich niesen musste. Im gleichen Augenblick segelte eine Wolke von glänzenden Schmetterlingen durch die Stube. Einerlei, wer den Zauber verschuldet hatte, das Kopfstück bekam jedenfalls ich, obwohl es nur bewirkte, dass sich der goldene Unsegen von Neuem in die Lüfte hob. Ich wurde dann in die Schlafkammer verbannt und musste Silberpapier um Lebkuchen wickeln, um ungezählte Lebkuchen.

Kurz vor dem Fest, sinnigerweise am Tag des ungläubigen Thomas, musste der Wunschzettel für das Christkind geschrieben werden, ohne Kleckse und Fehler, versteht sich, und mit Farben sauber ausgemalt. Zuoberst verzeichnete ich anstandshalber, was ja ohnehin von selber eintraf, die Pudelhaube oder jene Art von Wollstrümpfen, die so entsetzlich bissen, als ob sie mit Ameisen gefüllt wären. Darunter aber schrieb ich Jahr für Jahr mit hoffnungsloser Geduld den kühnsten meiner Träume, den Anker-

Steinbaukasten, ein Wunderwerk nach allem, was ich davon gehört hatte. Ich glaube ja heute noch, dass sogar die Architekten der Jahrhundertwende ihre Eingebungen von dorther bezogen haben.

Aber ich selber bekam ihn ja nie, wahrscheinlich wegen der ungemein sorgfältigen Buchhaltung im Himmel, die alles genau verzeichnete, gestohlene Zuckerstücke und zerbrochene Fensterscheiben und ähnliche Missetaten, die sich durch ein paar Tage auffälliger Frömmigkeit vor Weihnachten auch nicht mehr abgelenken ließen.

Wenn mein Wunschzettel endlich fertig vor dem Fenster lag, musste ich aus brüderlicher Liebe auch noch den für meine Schwester schreiben. Ungemein zungenfertig plapperte sie von einer Schlafpuppe, einem Kramladen, lauter albernes Zeug. Da und dort schrieb ich wohl ein heimliches „Muss nicht sein“ dazu, aber vergeblich. Am Heiligen Abend konnte sie doch eine Menge von Früchten ihrer Unverschämtheit ernten.

Der Vater, als Haupt und Ernährer unserer Familie, brauchte natürlich keinen Wunschzettel zu liefern. Für ihn dachte sich die Mutter in jedem Jahr etwas Besonderes aus. Ich erinnere mich noch an ein Sitzkissen, das sie ihm einmal bescherte, ein Wunderwerk aus bermaltem Samt, mit einer Goldschnur eingefasst. Er bestaunte es auch sehr und lobte es überschwänglich, aber eine Weile später schob er es doch heimlich wieder zur Seite. Offenbar wagte es nicht einmal er, auf einem röhrenden Hirschen zu sitzen, mitten im Hochgebirge.

Für uns Kinder war es hergebracht, dass wir nichts schenken durften, was wir nicht selber gemacht hatten. Meine Schwester konnte sich leicht helfen, sie war ja immerhin ein Frauenzimmer und verstand sich auf die Strickerei oder sonst eine von diesen hexenhaften Weiberkünsten, die mir zeitlebens unheimlich gewesen sind. Einmal nun dachte auch ich etwas Besonderes zu tun. Ich wollte den Nähssessel der Mutter mit Kufen versehen und einen Schaukelstuhl daraus machen, damit sie ein wenig Kurzweil hätte, wenn sie am Fenster sitzen und meine Hosen flicken musste. Heimlich sägte ich also und hobelte in der Holzhütte, und es geriet mir auch alles vortrefflich. Auch der Vater lobte die Arbeit

und meinte, es sei eine großartige Sache, wenn es uns nur auch gelänge, die Mutter in diesen Stuhl hineinzulocken.

Aber aufgeräumt, wie sie am Heiligen Abend war, tat sie mir wirklich den Gefallen. Ich wiegte sie, sanft zuerst und allmählich ein bisschen schneller, und es gefiel ihr ausnehmend wohl. Niemand merkte jedenfalls, dass die Mutter immer stiller und blasser wurde, bis sie plötzlich ihre Schürze an den Mund presste – es war durchaus kein Gelächter, was sie damit ersticken musste. Lieber, sagte sie hinterher, weit lieber wollte sie auf einem wilden Kamel durch die Wüste Sahara reiten, als noch einmal in diesem Stuhl sitzen! Und tatsächlich, noch auf dem Weg zur Mette hatte sie einen glasigen Blick, etwas seltsam Wiegendes in ihrem Schritt.

ADVENTSKRANZ

Der evangelische Pfarrer Johann Hinrich Wichern (1808–1881) gründete 1833 in Hamburg eine diakonische „Erziehungsanstalt“ für bedürftige und heimatlose Kinder und Jugendliche, um ihnen eine Berufsausbildung zu verschaffen. Sie erhielt den Namen „Rauhes Haus“. Hier entstand Mitte des 19. Jahrhunderts der Adventskranz mit 24 Lichern, der an der Decke aufgehängt wurde. Sonntags erstrahlten im Betsaal große Kerzen, werktags kleine. Die Wände und später der Adventskranz selbst wurden mit Tannengrün geschmückt. Zunächst waren es protestantische Familien der sogenannten „besseren Gesellschaft“, die den Adventskranz in ihre Häuser einführten. Heute ist er überall in verschiedenen Ausstattungen verbreitet.

Als Pfarrer Wichern um 1860 Oberkonsistorialrat auch im Waisenhaus Berlin wurde, nahm er den Adventsbrauch mit. Hier ersetze man den Kranz durch einen Leuchter in Form eines Baumes, denn die 24 Kerzen ließen sich besser am Bäumchen als am Kranz unterbringen. In den evangelischen Gemeindehäusern, Kinderheimen und Schulen im Norden Deutschlands hielt der Lichterkranz sehr bald Einzug. Doch auch Familien profitierten von diesem Schmuck. Da Lichterkränze jedoch viel Platz wegnehmen, verkleinerte man ihn auf einen Kreis mit vier Kerzen, stellvertretend für die vier Ad-

ventssonntage. Es dauerte Jahrzehnte, bis der Adventskranz seinen Siegeszug vom Norden in südliche Gefilde antrat. Der erste Adventskranz in einer katholischen Kirche hing 1925 in Köln, fünf Jahre später in München. Der Kreis ist ein Sonnensymbol, er steht auch für Harmonie und Vollendung. Das Grün der Tannenzweige mag die Hoffnung versinnbilden. Die Kerzen stehen für das Licht, das mit Weihnachten durch die Geburt Jesu in die Welt kam.

ADVENTSKALENDER

Der Adventskalender fehlt in der Vorweihnachtszeit wohl in keinem Kinderzimmer. An 24 Tagen der Adventszeit öffnen Kinder die Türen des farbenprächtigen und reich verzierten Kalenders, bis der Heilige Abend ihnen das weihnachtliche Geschehen vor Augen führt. Die Bilder, die sich hinter den Türchen darbieten, sollen eigentlich religiöse Motive zeigen. Sie verweisen auf die großen Gestalten der Adventszeit, angefangen von der hl. Barbara, dem hl. Nikolaus und der hl. Luzia, darüber hinaus sind zahlreiche Motive und Symbole abgebildet, beispielsweise eine Kerze, ein Tannenzweig, ein schön verpacktes Geschenk. Doch inzwischen verbergen viele Kalender hinter den geschlossenen Türen kleine Leckereien. Das war nicht immer so und ist auch nicht der eigentliche Sinn des Adventskalenders.

Es begann eigentlich damit, dass Kinder in vorwiegend protestantischen Häusern an einer Zimmerwand 24 Kreidestriche vorfanden und jeden Tag einen Strich wegwischen konnten, bis Weihnachten vor der Tür stand. Eine Alternative war, 24 Strohhalme in die leere Krippe zu legen, um so dem Jesuskind im Stall von Bethlehem das schlichte Bett etwas bequemer zu machen. Oft durften die Kinder auch einen Strohalm in die Krippe legen, wenn sie eine gute Tat getan hatten oder besonders lieb gewesen waren. Es gibt vielerorts auch die Adventskerze, die in 24 Felder aufgeteilt ist und von der jeden Tag ein Stück bis zur nächsten Markierung abgebrannt wird.

Die ersten selbst gefertigten Adventskalender stammen aus der Zeit um 1850. Die Mutter des schwäbischen Pfarrerssohns Ger-

hard Lang (1881–1974) zeichnete 24 Kästchen auf einen Karton, auf jedes war ein „Wibele“ genäht. Wibele sind ein ursprünglich aus dem Städtchen Langenburg in Hohenlohe stammendes Süßgebäck aus Biskuitteig. Gerhard Lang war später Teilhaber einer lithografischen Anstalt. Er nahm statt der Wibele farbenprächtige Zeichnungen, die man ausschneiden und auf einen Karton kleben konnte. Seit 1908 war dieser wenn auch fensterlose Adventskalender im Umlauf. Damals hieß er noch „Weihnachtskalender“. Die heutige Form des Kalenders mit zu öffnenden Türen kam um 1920 auf den Markt. Es gibt auch „alternative“ Adventskalender, die sich täglich mit religiösen Texten beschäftigen. Türchen gibt es darin nicht, wohl aber schön gestaltete Bilderseiten und bessinnliche Geschichten und Gedichte.

Im Schnee

Gottfried Keller

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld nass und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,
Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk röhrt!



Maria durch ein Dornwald ging



Eines der schönsten Adventslieder, die eine jahrhundertelange Geschichte haben, ist „Maria durch ein Dornwald ging“. Ursprünglich war es kein Advents-, sondern ein Wallfahrtslied, und es wurde im Eichsfeld gesungen. Von dort verbreitete es sich durch mündliche Überlieferung im 19. Jahrhundert im Bistum Paderborn. August von Haxthausen (1792–1866), ein bekannter Jurist, Agrarwissenschaftler, Publizist und Märchensammler, der auf seinem Gut „Bökerhof“ im heutigen Kreis Höxter mit vielen Romantikern zusammentraf, gab mit seinem Verwandten Dietrich Bocholz-Asseburg 1850 eine Sammlung geistlicher Lieder heraus, in die dieses Lied aufgenommen wurde. Die Brüder Grimm waren im Schloss Bökerhof und auf der benachbarten „Abbenburg“ gern gesehene Gäste. Haxthausens Stiefnichte Annette von Droste-Hülshoff beteiligte sich an den Märchen- und Liedsammlungen. Ob das Lied „Maria durch ein Dornwald ging“ schon aus dem 16. Jahrhundert stammt, ist nicht bewiesen, doch im „Andernacher Gesangbuch“ von 1608 ist ein Lied („Jesum und seine Mutter zahrt“) überliefert, das „nach der Melodie „Maria durch ein Dornwald ging““ gesungen wurde. Erst die „Jugendbewegung“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschaffte dem Lied Popularität. Die Fassung, die heute üblicherweise gesungen wird, hat drei Strophen. 1850 bestand es aus sieben Strophen.



Maria durch ein Dornwald ging

Text und Melodie: aus dem Eichsfeld, 16. Jh.

e a H
 Ma - ri - a durch ein Dorn - wald ging;
 e D G Ky - ri - e - lei - son. Ma - ri - a durch ein
 D e
 Dorn - wald ging, der hatt' in siebn Jahrn kein
 H a e H e
 Laub ge - tra - gen. Je - sus und Ma - ri - a.

Was trug Maria unter ihrem Herzen?

Kyrie eleison.

Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen,
das trug Maria unter ihrem Herzen.

Jesus und Maria.

Da haben die Dornen Rosen getragen.

Kyrie eleison.

Als das Kindlein durch den Wald getrag'n,
da haben die Dornen Rosen getrag'n.
Jesus und Maria.

Brich an, du schönes Morgenlicht

Text: Johann Rist, 1641

Melodie: Johann Schop, 1641

Willkommen, süßer Bräutigam,
du König aller Ehren!
Willkommen, Jesu, Gottes Lamm,
ich will dein Lob vermehren;
ich will dir all mein Leben lang
von Herzen sagen Preis und Dank,
dass du, da wir verloren,
für uns bist Mensch geboren.

Lob, Preis und Dank, Herr Jesu Christ,
sei dir von mir gesungen,
dass du mein Bruder worden bist
und hast die Welt bezwungen;
hilf, dass ich deine Güte
stets preis in dieser Gnadenzeit
und mög hernach dort oben
in Ewigkeit dich loben.



Selma Lagerlöf

Heilige Nacht



Es war an einem Weihnachtstag, alle waren zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir. Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und alle beide waren wir betrübt, dass wir nicht zum Mettegesang fahren und die Weihnachtslieder singen konnten. Aber wie wir so in unserer Einsamkeit saßen, fing Großmutter zu erzählen an. „Es war einmal ein Mann“, sagte sie, „der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. „Ihr lieben Leute, helft mir“, sagte er. „Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muss Feuer anzünden, um es und den Kleinen zu erwärmen.“ Aber es war tiefe Nacht, sodass alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm. Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, dass das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weiße Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen, und ein alter Hirt wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, dass drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, dass sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten. Er sah, wie ihre scharfen Zähne funkeln weiß im Feuerschein leuchteten, und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, dass einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und dass einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er

brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, dass er nicht vorwärtskommen konnte. Da stieg der Mann auf die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich.“ So weit hatte Großmutter ungestört erzählen können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu unterbrechen. „Warum regten sie sich nicht, Großmutter?“, fragte ich. „Das wirst du nach einem Weilchen schon erfahren“, sagte Großmutter und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

„Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzigen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hüttete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr zischend gerade auf den Mann los, aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste an ihm vorbei weit über das Feld.“ Als Großmutter so weit gekommen war, unterbrach ich sie abermals. „Großmutter, warum wollte der Stock den Mann nicht schlagen?“ Aber Großmutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten, sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort. „Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: „Guter Freund, hilf mir und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muss Feuer machen, um es und den Kleinen zu wärmen.““ Der Hirt hätte am liebsten Nein gesagt, aber als er daran dachte, dass die Hunde dem Manne nicht hatten schaden können, dass die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren und dass sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte. „Nimm, so viel du brauchst“, sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten Kohlen hätte tragen können. Als der Hirt dies sah, sagte er abermals: „Nimm so viel du brauchst!“, und freute sich, dass der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und

legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären.“ Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum dritten Mal unterbrochen. „Großmutter, warum wollte die Kohle den Mann nicht brennen?“

„Das wirst du schon hören“, sagte Großmutter, und dann erzählte sie weiter. „Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: ‚Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?‘ Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: ‚Was ist dies für eine Nacht? Und woher kommt es, dass alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?‘

Da sagte der Mann: ‚Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selbst es nicht siehst.‘ Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind wärmen zu können. Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war. Da sah der Hirt, dass der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände. Aber der Hirt dachte, dass das arme unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloss, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzel von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten. Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, dass auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können. Er sah, dass rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeflügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, dass in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle. Da begriff er, warum

in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, dass sie niemand etwas zuleide tun wollten. Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen, und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind. Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunkeln Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, dass seine Augen geöffnet waren, dass er auf die Knie fiel und Gott dankte.“ Aber als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sagte: „Aber was der Hirte sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen.“ Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie dass ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was Not tut, ist, dass wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.“





FEST DER UNSCHULDIGEN KINDER

Ob Herodes wirklich den ihm zur Last gelegten Kindermord zu Bethlehem angeordnet hat, weil er die Konkurrenz „des neugeborenen Königs“ fürchtete, ist umstritten, doch wird diese Tat dem gewalttätigen Herrscher in manchen Texten zur Last gelegt, so auch im Matthäusevangelium (Mt 2,13), in Apokryphen Schriften und im Arabischen Kindheitsevangelium. Die „Legende aurea“ weiß anschaulich in vielen Details darüber und die folgende Flucht der Hl. Familie nach Ägypten zu berichten.

Nachdem die Weisen aus dem Morgenland aus Bethlehem abgereist waren, erschien ein Engel dem Joseph im Traum und befahl ihm, nach Ägypten zu fliehen. Die koptische Kirche weiß sehr genau, wie diese Flucht vonstatten ging, wo Joseph, Maria und das Kind gerastet, gewohnt und welche Wunder sich auf dem Wege ereignet haben. Drei Jahre soll ihr Aufenthalt in Ägypten gedauert haben, da kam Herodes Sohn Archelaus auf den Thron und die Hl. Familie konnte in Nazareth in Galiläa sesshaft werden. Das „Fest der Unschuldigen Kinder“ wird am 28. Dezember gefeiert. Die Flucht ist eine der „Sieben Schmerzen Mariens“, derer nach dem liturgischen Kalender am 15. September gedacht wird.



KINDERMORD ZU BETHLEHEM

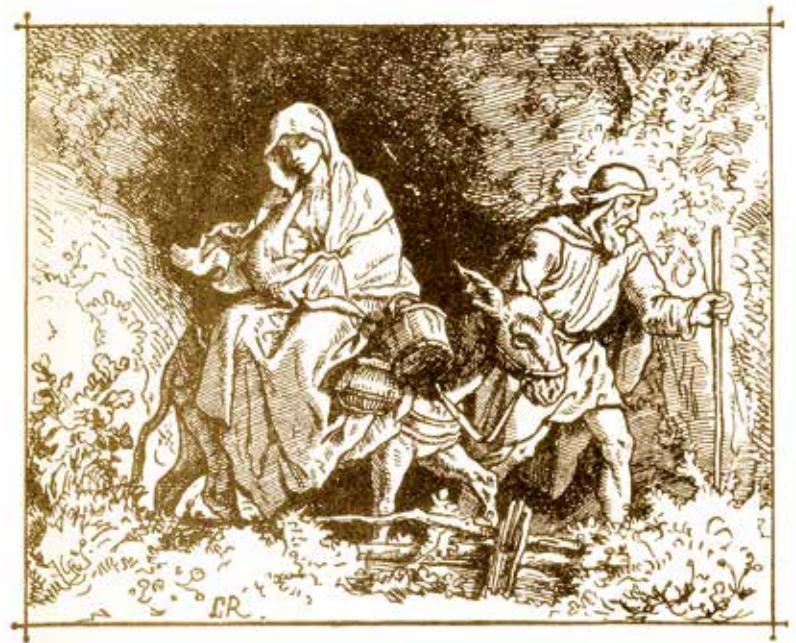
Das Fest der Unschuldigen Kinder, das zum Weihnachtszyklus gehört und in der römisch-katholischen Kirche am 28. Dezember gefeiert wird, erinnert an den Kindermord in Bethlehem, in den König Herodes verwickelt sein soll, was die Geschichtsforschung heute weitgehend dementiert. Da die Heiligen Drei Könige nach dem Besuch an der Krippe in Bethlehem nicht zum König von Judäa zurückgekehrt waren, soll er, um den „neugeborenen König der Juden“ auszuschalten, alle Jungen bis zum Alter von zwei Jahren hingerichtet haben lassen.

Das Fest besteht seit dem 5. Jahrhundert. Seit dem 11. Jahrhundert begingen vor allem Subdiakone und Schüler, hier vor allem die Chorknaben, dieses Fest. Sie hielten am Vortag nach der Vesper und am 28. Dezember selbst feierliche Prozessionen und Umzüge, an deren Spitze ein „Kinderbischof“ stand, der die Erwachsenen mit Fragen in die Zange nahm und Lohn und Strafen austeilte. Aus diesem Brauch gingen die mittelalterlichen Narrenfeste hervor, die mit viel Unfug verbunden waren und ortsweise verboten wurden. Das Subdiakonatsfest wurde schließlich auf den Neujahrstag oder auf Epiphanie verlegt, während das Kinderfest seit dem 13. Jahrhundert an den Festtag des hl. Nikolaus gebunden war. In den Klöstern durfte der Nachwuchs an diesem Tag im Chor und Refektorium in der ersten Reihe sitzen. Die jüngste Schwester übernahm die Aufgaben der Oberin. Die Tradition dieses Jugendfestes erhielt sich in den Niederlanden noch lange. Im süddeutschen Raum lebte sie als „Pfeffertag“ eine Weile fort. Die Kinder durften die Erwachsenen mit Ruten schlagen und ein „Lösegeld“ fordern.

Die Flucht der Heiligen Familie

Joseph von Eichendorff

Länger fallen schon die Schatten,
 durch die kühle Abendluft,
 waldwärts über stille Matten
 schreitet Joseph von der Kluft,
 führt den Esel treu am Zügel;
 linde Lüfte fächeln kaum,
 's sind der Engel leise Flügel,
 die das Kindlein sieht im Traum.
 Und Maria schauet nieder
 auf das Kind voll Lust und Leid,
 singt im Herzen Wiegenlieder
 in der stillen Einsamkeit.
 Die Johanniswürmchen kreisen
 emsig leuchtend über 'n Weg
 wollen der Mutter Gottes weisen
 durch die Wildnis jeden Steg,
 und durchs Gras geht süßes Schaudern, –
 streift es ihres Mantels Saum;
 Bächlein auch lässt jetzt sein Plaudern
 und die Wälder flüstern kaum,
 dass sie nicht die Flucht verraten.
 Und das Kindlein hob die Hand,
 da sie ihm so Liebes taten,
 segnete das stille Land,
 dass die Erd' mit Blumen, Bäumen
 fernerhin in Ewigkeit
 nächtlich muss vom Himmel träumen –
 o gebenedete Zeit!





gessene Zitrone im Geäst. Erst in der Nacht kletterte er heraus und schwang sich übers Dach. Die Könige sahen ihn beglückt, Hals über Kopf kamen sie herbeigeritten. Den ganzen Tag hatten sie nach dem verheißenen Kinde gesucht und nichts gefunden, denn in der Burg zu Jerusalem saß nur ein widerwärtig fetter Bursche namens Herodes.

Nun war aber der eine von den dreien, der Melchior hieß, ein Mohr, baumlang und so tintenschwarz, dass selbst im hellen Schein des Sternes nichts von ihm zu sehen war als ein Paar Augäpfel und ein fürchterliches Gebiss. Daheim hatte man ihn zum König erhoben, weil er noch ein wenig schwärzer war als die andern Schwarzen, aber nun merkte er zu seinem Kummer, dass man ihn hierzulande ansah, als ob er in der Haut des Teufels steckte. Schon unterwegs waren alle Kinder kreischend in den Schoß der Mütter geflüchtet, sooft er sich von seinem Kamel herabbeugte, um ihnen Zuckerzeug zu schenken, und die Weiber würden sich bekreuzigt haben, wenn sie damals schon hätten wissen können, wie sich ein Christenmensch gegen Anfechtungen schützt.

Als Letzter in der Reihe trat Melchior zaghaft vor das Kind und warf sich zur Erde. Ach, hätte er jetzt nur ein kleines weißes Fleckchen zu zeigen gehabt oder wenigstens sein Innerstes nach außen kehren können! Er schlug die Hände vors Gesicht, voll Bangen, ob sich auch das Gotteskind vor ihm entsetzen würde. Weil er aber weiter kein Geschrei vernahm, wagte er ein wenig durch die Finger zu schielen, und wahrhaftig, er sah den holden Knaben lächeln und die Hände nach seinem Kraushaar ausstrecken. Über die Maßen glücklich war der schwarze König! Nie zuvor hatte er so großartig die Augen gerollt und die Zähne gebleckt von einem Ohr zum andern. Melchior konnte nicht anders, er musste die Füße des Kindes umfassen und alle seine Zehen küssen, wie es im Mohrenlande der Brauch war. Als er aber die Hände wieder löste, sah er das Wunder: Sie waren innen weiß geworden! Und seither haben alle Mohren helle Handflächen, geht nur hin und seht es und grüßt sie brüderlich.



STERNSINGER

Matthäus erwähnt als Einziger der vier Evangelisten den Besuch der Sterndeuter an der Krippe zu Bethlehem. Im 8. Jahrhundert und im Rahmen des entstehenden Brauchtums beschränkte man ihre Zahl auf drei und nannte sie Weise und schließlich Könige mit Namen Caspar, Melchior, Balthasar. Seit 1164 befinden sich ihre Reliquien im Dreikönigsschrein im Kölner Dom. Vermutlich ging das Sternsingen aus den Dreikönigsspielen hervor. Als sich der Protestantismus im Norden verbreitete und die Klosterschulen ihren Landbesitz und damit ihr Einkommen verloren, suchten die Klosterschüler mittels „Sternsingen“ ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

In Mitteleuropa ist das Sternsingen heute ein typisch katholischer Brauch. 1541 berichten die Annalen des Klosters St. Peter in Salzburg davon. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts gibt es in Deutschland, Österreich, Südtirol, der Schweiz und Belgien zentral gesteuerte Sternsinger-Aktionen für bestimmte Projekte der Entwicklungshilfe. In Begleitung von Erwachsenen ziehen die Sternsinger zwischen dem 27. Dezember und 6. Januar durch die Gemeinden, um Spenden zu sammeln. Sie sind wie Könige gewandet und tragen einen Stern. Einer von ihnen ist als Mohr verkleidet und symbolisiert den Schwarzen Kontinent Afrika. Ihre Aussendung geschieht in einem feierlichen Gottesdienst. Bei ihren Besuchen in den Häusern schreiben sie mit geweihter Kreide die Segensbitte C + M + B + Jahreszahl an die Türbalken oder Haustüren. Das bedeutet: „Christus mansio-nem benedicat“ – Christus segne dieses Haus. Die drei Kreuze zwischen den Buchstaben verweisen auf die Heilige Dreifaltigkeit.

Bauernregeln

Ist's an Dreikönig sonnig und still,
der Winter vor Ostern nicht weichen will.

Dreikönigsabend hell und klar
verspricht ein gutes Weinertjahr.

Heilig Drei König ohne Eis,
da wird Pankratius sicher weiß.

Die heiligen drei Könige

August Wilhelm von Schlegel

Aus fernen Landen kommen wir gezogen,
nach Weisheit strebten wir seit langen Jahren,
doch wandern wir in unsren Silberhaaren,
ein schöner Stern ist vor uns her geflogen.

Nun steht er winkend still am Himmelsbogen:
Den Fürsten Judas muss dies Haus bewahren.
Was hast du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir ist der Herr vor allem hoch gewogen.

Holdselig Kind, lass auf den Knien dich grüßen!
Damit die Sonne unsre Heimat segnet,
das bringen wir, obschon geringe Gaben.

Gold, Weihrauch, Myrrhen liegen dir zu Füßen,
die Weisheit ist uns sichtbarlich begegnet,
willst du uns nur mit einem Blicke laben.



ZIMTSTERNE

Die Rezeptur ist im Grunde einfach, doch gibt es manchmal Komplikationen, weil der Teig klebt oder die Glasur nicht so perfekt ist, wie man sie sich vorgestellt hat. Bei zu klebrigem Teig hilft es, noch mehr Mandeln hinzuzufügen oder etwas Stärkemehl unterzukneten.



Zimtsterne

ZUTATEN:

4 Eiweiß, 300 g Puderzucker,
1 Teelöffel Zitronensaft, 1 gestrichener
Esslöffel Zimt, 400 g ungeschälte,
geriebene Mandeln, 50 g geriebene
Mandeln zum Ausrollen, evtl. zum
Backen runde Oblaten

Das Eiweiß zu steifem Schnee schlagen.
Nach und nach den Puderzucker löffelweise daruntermengen, dann den Zitronensaft hinzugeben. Weiterschlagen, bis die Masse dickschaumig und glänzend ist. Eine halbe Tasse davon abschöpfen und für den Guss wegstellen. Unter die übrige Masse werden nun Zimt und geriebene Mandeln gemischt. Darauf wird der Teig in kleinen Portionen auf einer mit Mehl und geriebenen Mandeln bestreuten Unterlage 1 cm dick ausgerollt und kleine Sterne ausgestochen. (Manchmal setzt man sie auch auf Oblaten.) Darauf werden die Sternchen mit dem zurückbehaltenen Schaumguss bestrichen. Die Backzeit beträgt etwa 10 bis 12 Minuten bei 140 bis 150 °C. Die Backofentür bleibt einen Spalt weit auf. Man kann auch eine geringere Ofenhitze wählen, die Glasur sollte weiß bleiben. (Wenn Oblaten verwendet werden, die überstehenden Stücke abbrechen.)

Hermann Multhaupt

Einladung ins Paradies



Die Kälte krallte sich fest. Sie belagerte die Stadt wie ein feindliches Heer, und gab sie nicht mehr frei. Die Menschen hauchten in ihre durchfrorenen Hände und rieben die roten Ohren.

„Abscheulich, Frau Gebhardt. Nein, dass Sie bei der Hundekälte auf dem Markt stehen müssen! Frieren Ihnen die Beine nicht fest?“

„Lange halte ich es nicht mehr aus, dann mache ich dicht. Bei dem Wetter wagt sich ja ohnehin kaum jemand auf die Straße“, sagte Frau Gebhardt und wog Frau Krämer den Grünkohl ab.

„Siebzehn Grad minus sollen es nächste Nacht geben“, bibberte Frau Krämer und wartete ungeduldig, bis sie das Wechselgeld erhielt. „Ich sehe zu, dass ich ins Warme komme.“

„Ich würde gern mit Ihnen tauschen“, antwortete Frau Gebhardt und trippelte von einem Fuß auf den anderen. „Eine knappe Stunde muss ich wenigstens noch durchhalten, dann baue ich meinen Stand ab.“

Die Damen wünschten sich einen Guten Tag.

Unten am Fluss führte Wolfram, der Stadtstreicher, ein Selbstgespräch. Er hatte niemanden, mit dem er reden konnte, außer den Weiden, deren Äste starr und brüchig waren wie Glas. „Du darfst nicht wieder einschlafen“, murmelte er vor sich hin. „Nein, das darfst du nicht. Die Kälte ist tödlich! Noch so eine Nacht auf der Parkbank, und du wachst in der Hölle auf. Hölle? In der Hölle soll es ziemlich heiß sein, sagt man. Und Hitze wäre genau das, was ich jetzt vertragen könnte.“

Wolfram schlug die Arme gegeneinander und stampfte mit den Füßen. „Hundekälte! Mörderisch!“, fluchte er. „Die bringt den stärksten Mann aus dem Gleichgewicht.“ Er zog eine Flasche mit

Billigfusel hervor und nahm einen herzhaften Schluck. „Das läuft durch die Gurgel wie ein Lavastrom. – Die Gartenlauben sind dicht“, sinnierte er, „winterfest. Unter der Brücke ist es noch kälter. Da pfeift der Wind durch. Eisschollen treiben auf dem Fluss. Es ist das Beste, wenn ich hierbleibe.“ Er nestelte an seiner Decke. „Für ein Sommerlager ideal. Aber jetzt im tiefen Winter? Herrlich, diese Sonnenuntergänge. Wie eine riesige Zitronenscheibe sinkt die Sonne hinter die Berge. Aber zugleich steigt die Kälte aus den Ritzen der Erde. Diese verdammt Kälte!“ Der erneute Schluck aus der Billigfuselflasche belebte die Geister. Kam da nicht jemand? Wolframs Augen durchmaßen das Zwilicht. Ja, wahrhaftig!

„Guten Abend, Wolfram“, sagte einer der drei Männer.

„'n Abend!“

„Ist es nicht ein bisschen zu kalt für die Parkbank?“

„Komische Frage! Natürlich ist es kalt. Mörderisch kalt sogar. Ihr friert wohl nicht in euren Hermelinpelzen? Aber die Kronen, die Kronen wärmen doch nicht, oder? Seid ein komisches Gespann. Wohin soll es denn gehen?“

„Eigentlich wollten wir zu dir, Wolfram“, lächelte einer der Männer.



„Zu mir? Habt ihr euch auch nicht in der Hausnummer geirrt? – Oder wollt ihr mir die Parkbank streitig machen?“ Wolfram nahm eine drohende Haltung an.

„Nein, nein, wir wollen dir nichts streitig machen. Im Gegenteil. Wir möchten dir etwas Gutes tun und dich mitnehmen“, sagte einer der drei.

„Mitnehmen?“

„Lass es dir erklären: Wir stellen – wie du vielleicht schon bemerkt hast – drei Könige dar. Ich bin Caspar, das ist Melchior und der dort ist Balthasar. Wir gehören zu einer kleinen Theatergruppe, die im Nachbarort ein Krippenspiel aufführt. Nun ist in unserem Ensemble ein Hirte erkrankt, und wir suchen jemanden, der die Rolle kurzfristig übernehmen kann. Du scheinst die geeignete Person zu sein.“

Wolfram fuhr sich mit der Hand durch den Stoppelbart. „Ich? Geeignet? Ich habe noch nie auf der Bühne gestanden.“

Melchior schüttelte den Kopf. „Das macht nichts. Du musst nur einen Satz sagen: ,Ach, wie schön ist das himmlische Kind.“

Wolfram lächelte verlegen. „Das soll ich sagen: ,Ach, wie schön ist das himmlische Kind?“

Balthasar nickte.

„Welches Kind?“

„Nun, das göttliche Kind in der Krippe“, klärte Melchior ihn auf. Wolfram staunte: „Ach, es handelt sich um was Frommes? In der Bibel bin ich nicht so bewandert wie auf den Straßen hierzulande.“ Caspar wehrte ab. „Musst du auch nicht. Dein Stichwort ist ,Kommt!“

„Welches Stichwort?“

„Der Engel fordert die Hirten von Bethlehem auf, ihm zu dem Stall zu folgen, in dem der Heiland der Welt geboren ist“, erläuterte Balthasar. „Er sagt: ,Kommt! Wenn die Hirten das Kind erblicken, rufst du: ,Ach, wie schön ist das himmlische Kind.“

Wolfram begann zu kichern. „Das geht nicht.“

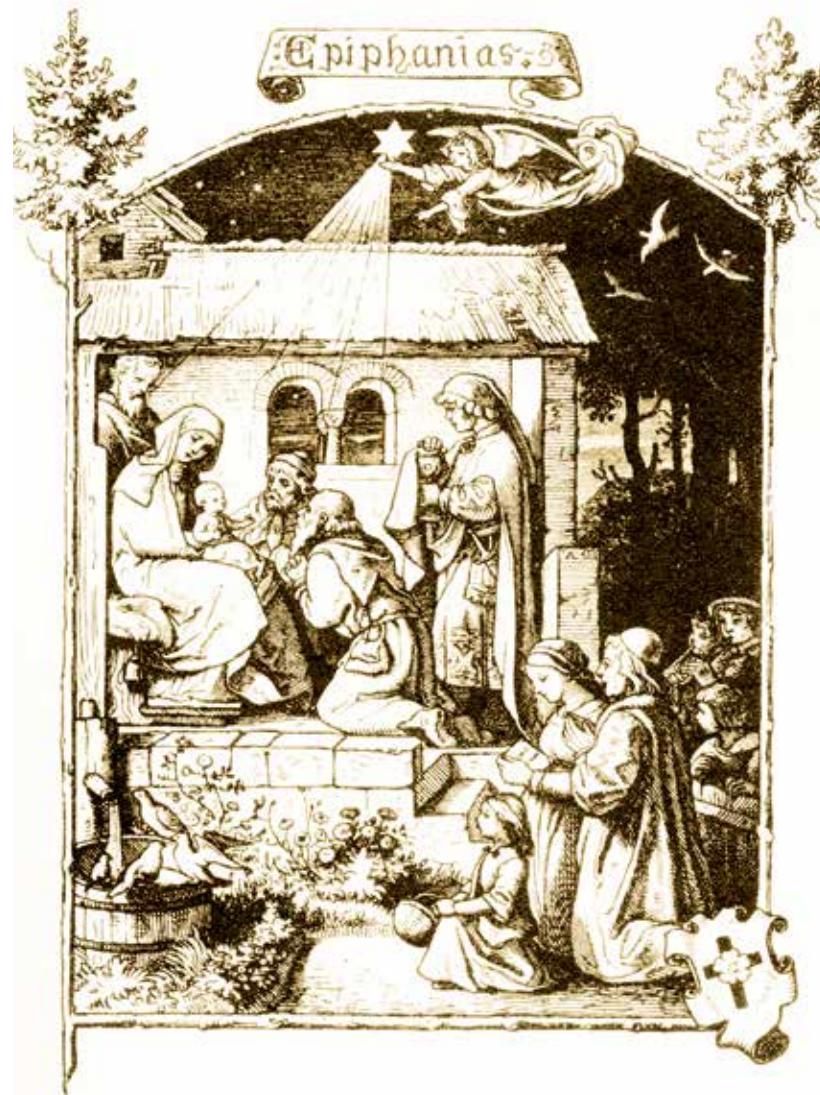
„Und warum nicht?“

„Ich muss bestimmt lachen.“

„Du wirst nicht lachen, Wolfram“, sagte Melchior ernst. „Es ist ein erhabener und großer Augenblick.“

„Und ihr meint, ich könnte den Satz auswendig lernen?“ „Im richtigen Augenblick wirst du ihn auswendig wissen“, nickte Caspar feierlich. „Zudem musst du ihn nicht umsonst sagen.“ Wolfram spitzte die Ohren. „Nein? Was kriege ich denn dafür? Eine warme Mahlzeit?“ Die Könige sahen sich an und lächelten. „Wir dachten eigentlich an mehr“, sagte einer von ihnen. Elektrisiert fuhr Wolfram hoch. „So? An was denn?“ Caspar hob den Zeigefinger. „Das soll eine Überraschung werden. Du wirst zufrieden sein.“ „Gut. Ich mache mit. Ich muss nur meine Siebensachen zusammensuchen.“ „Lass nur, Wolfram“, sagte Caspar. „Die Plastikkoffer brauchst du jetzt nicht mehr.“ „Und nach dem Spiel?“ „Du erhältst ein edles Gewand und wirst nie mehr frieren“, nickte Balthasar. „Aber nun komm!“, drängte Melchior. Wolframs Gesicht verklärte sich. Ein merkwürdiger Glanz lag in seinen Augen, so, als sähe er durch die Welt hindurch und Dinge, die er noch nie in seinem Leben geschaut hatte. Beglückt schloss er die Augen. So fanden ihn die Menschen. „Wer von Ihnen hat den Stadtstreicher als Erster entdeckt?“, fragte der Polizist und zückte sein Notizbuch. „Ich war auf dem Weg zur Frühschicht und kam an der Bank vorbei“, meldete sich ein Mann. „Da sah ich ihn – erfroren.“ „Hat jemand den Mann gekannt?“, fragte der Polizist in die Runde. „Nicht direkt.“ „Sondern?“ „Er war ja eine stadtbekannte Persönlichkeit“, antwortete Frau Krämer. „Saß mal hier, stand mal da. Er gehörte sozusagen zu unserem Alltag.“ „Es fehlt etwas, wenn er mal nicht da und andernorts auf der Walz war“, warf der Frühschichtler ein. Frau Gebhardt schnäuzte sich. „Er kam immer wieder zurück. Bei uns hat er sich am wohlsten gefühlt.“ „Wenn Sie ihn alle so gut gekannt oder gar geschätzt haben –

wieso musste er hier erfrieren?“ Der Polizist blickte die Menschen fragend an. „Wer konnte denn ahnen, dass der Winter so hart würde?“, jammerte Frau Krämer. „Siebzehn Grad! Bei solchen Temperaturen scheucht man keinen Hund vor die Tür.“ Der Frühschichtler meldete sich: „Wissen Sie, man denkt ja so wenig über solche Menschen nach. Was für ein Schicksal sie gehabt haben. Was sie auf die Straße trieb und so. Wenn man darauf kommt, ist es meist zu spät.“ „Da sagen Sie mir nichts Neues“, bejahte der Polizist. „Gewöhnlich ist immer irgendwo irgendetwas zu spät.“ Ein Kind schob sich leise in die Runde der Erwachsenen. „Wolfram sieht so seltsam aus. Als ob er lächelt.“ „Zurücktreten, bitte!“, rief der Polizist. „Das ist kein Anblick für Kinder.“ „Als ob er im Traum etwas gesehen hätte“, meinte Frau Gebhardt und beugte sich über das Gesicht, und der Frühschichtler fügte hinzu: „Und der Traum hat ihn mitgenommen in eine andere Welt.“ „Jemand ist vorbeigekommen und hat gesagt: „Wolfram komm!“, sagte das Kind, das sich in den Kreis gedrängt hatte. „Und ich habe gesagt, das ist kein Anblick für Kinder“, raunzte der Polizist. „Ich werde heute Abend zum Krippenspiel gehen, im Nachbarort“, nickte das Kind. „Ich freue mich schon darauf.“ Niemand antwortete. Das Gesicht des erfrorbenen Stadtstreichers zog sie in ihren Bann und ließ sie nicht mehr los.



Am Feste der Heiligen Drei Könige
Annette von Droste-Hülshoff

Durch die Nacht drei Wanderer ziehn,
 um die Stirnen Purpurbinden,
 tief gebräunt von heißen Winden
 und der langen Reise Müh'n.
 Durch der Palmen säuselnd Grün
 folgt der Diener Schar von Weiten.
 Von der Dromedare Seiten
 goldene Kleinode glüh'n,
 wie sie klirrend vorwärts schreiten,
 süße Wohlgerüche flieh'n.

Finsternis hüllt schwarz und dicht
 was die Gegend mag enthalten.
 Riesig drohen die Gestalten:
 Wanderer, fürchtet ihr euch nicht?
 Doch ob tausend Schleier flicht
 los' und leicht die Wolkenaue:
 Siegreich durch das zarte Graue
 sich ein funkeln Sternlein bricht.
 Langsam wallt es durch das Blaue,
 und der Zug folgt seinem Licht.

Horch, die Diener flüstern leis':
 „Will noch nicht die Stadt erscheinen
 mit den Tempeln und den Hainen,
 sie, der schweren Mühe Preis?
 Ob die Wüste brannte heiß,
 ob die Nattern uns umschlangen,
 uns die Tiger nachgegangen,
 ob der Glutwind dörrt' den Schweiß:
 Augen an den Gaben hangen
 für den König stark und weiß.“

Sonder Sorge, sonder Acht,
wie drei stille Monde ziehen
um des Sonnensternes Glühen,
zieh'n die Dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
wenn mit grausig schönen Flecken
sich der Wüste Blumen strecken,
schau'n sie still auf jene Macht,
die sie sicher wird bedecken,
die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heil'gen Drei!
In der Finsternis geboren
hat euch kaum ein Strahl erkoren,
und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
schwelgend in der Gnade Wogen,
mit Gewalt ans Licht gezogen,
suchst die Finsternis aufs Neu!
O wie hast du dich betrogen;
Tränen blieben dir und Reu!

Dennoch, Seele, fasse Mut!
Magst du nimmer gleich ergründen,
wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über alles gut!
Hast du in der Reue Flut
dich gerettet aus der Menge,
ob sie dir das Mark versenge
siedend in geheimer Glut,
lässt dich nimmer dem Gedränge,
der dich warb mit seinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht wert,
nicht den kleinsten Schein von oben.
Herr, ich will dich freudig loben,
was dein Wille mir beschert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
soll mein Liebstes ich verlieren,
soll ich keine Tröstung spüren,
sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu dir mich führen,
dann willkommen Flamm' und Schwert.



Die Könige

Peter Cornelius

Drei Könige wandern aus Morgenland,
ein Sternlein führt sie zum Jordanstrand,
in Juda fragen und forschen die drei,
wo der neugeborne König sei.
Sie wollen Weihrauch, Myrrhen und Gold
zum Opfer weihen dem Kindlein hold.
Und hell erglänzet des Sternes Schein,
zum Stalle gehen die Könige ein,
das Knäblein schauen sie wonniglich,
anbetend neigen die Könige sich,
sie bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold
zum Opfer dar dem Knäbelein hold.
O Menschenkind, halte treulich Schritt,
die Könige wandern, o wandere mit!
Der Stern des Friedens, der Gnade Stern
erhelle dein Ziel, wenn du suchest den Herrn;
und fehlen dir Weihrauch, Myrrhen und Gold,
schenke dein Herz dem Knäblein hold!

